

Über die Autorin:

Sophie Duffy war vierzehn Jahre als Lehrerin in London tätig, bevor sie Vollzeit als Autorin zu arbeiten begann. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Teignmouth, Devon. Die Inspiration zu ihrem Debütroman *Rote Kirschen, schwarze Kirschen* entstammt ihrer Kindheit, Sophie Duffy wuchs selbst über einem Süßwarenladen in Torquay auf.

SOPHIE DUFFY

**Rote
Kirschen,
schwarze
Kirschen**

ROMAN

Aus dem Englischen
von Angelika Naujokat

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Generation Game« bei Legend Press, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2017
Knaur Taschenbuch
© 2011 Sophie Duffy
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Franzi Bucher, München
Coverabbildung: Stocksy / Aleksandra Jankovic
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51247-0

2 4 5 3 1

Für meine beiden Dads

Stephen Nigel Stenner (1933–1978)

und

Ralph Albert Parry Pritchard (1924–2007)

Leben lautet die Devise

Bruce Forsyth

2006

Ach du liebe Zeit! Wie konnte das nur passieren? Eben noch musste ich mir bloß Gedanken um mich selbst machen. Jetzt habe ich dich. Einen anderen Menschen. Gestern noch warst du in meinem Bauch, hattest keine Ahnung, was dich erwartet. Jetzt bist du auf der Welt, müde und geschafft, und du hast die bedeutendste, furchteinflößendste Reise deines Lebens hinter dich gebracht. Hast dich ausgeschrien und schläfst nun selig und süß, wie es ein Baby tun sollte.

Und was jetzt? Wie soll es mit uns beiden weitergehen?

Wie wäre es mit einer Reise in die Vergangenheit? Zurück an den Anfang. Während du ruhig und still hier in meinen Armen liegst. Bevor sie uns rauswerfen und nach Hause schicken.

Nach Hause.

Aber wo soll ich nur beginnen? Wo genau ist dieser Anfang?

Lange bevor ich die Taschen mit Windeln und Creme und klitzekleinen Strampfern vollpackte. Bevor die aufregende Taxifahrt über die Fahrbahnhöcker von East Dulwich begann, ich mir den Kopf an der Wagendecke stieß, während der irische Fahrer seine Ave Marias herunterbetete, und ich in voller Lautstärke *The Best of The Monkees* auf meinem iPod spielte, um die Laute zu übertönen, die

ich unfreiwillig von mir gab. Als ich die Stimmen und Tamburine hörte, fühlte ich mich in eine Zeit zurückversetzt, in der ich noch einen besten Freund auf dieser Welt hatte, von dem ich glaubte, dass ich ihn heiraten würde. Von dem ich glaubte, dass er immer da sein würde. Der mich lehrte, dass alles vergeht. (Die Beteiligung deines Vaters an deiner Geburt beschränkte sich auf diese Zusammenstellung von Monkees-Songs – wenn man einmal von der schnellen Nummer absieht, die mir durch die verheerenden Auswirkungen meines vierzigsten Geburtstages nicht wirklich in Erinnerung geblieben ist.)

Lange davor. Ganz am Anfang, meinem Anfang, damals, als mich meine Mutter zum ersten Mal in ihren Armen hielt.

Waren meine Finger auch jemals so klein? Und meine Zehennägel? War meine Haut jemals so weich und runzlig zugleich? Mein Haar so flauschig? Mein Griff so fest? Meine Nase so zerdrückt? Hat meine Mutter mich in ihren Armen gehalten und sich die gleichen Dinge gefragt?

Ich weiß es nicht.

Und so sehr ich mich auch bemühe, so kann ich dir doch nicht alles erzählen, was vorausgegangen ist. Jeder, den ich hätte um Hilfe bitten, an den ich mich mit meinen Fragen hätte wenden können, ist fort, auf die eine oder andere Art verloren. Aber ich werde dir erzählen, was ich kann. Ich werde dir von den Menschen erzählen, die mich geliebt haben. Die mich irgendwie, allen Widrigkeiten zum Trotz, großgezogen haben.

Ich werde dir von Lucas erzählen, dem Jungen, den ich heiraten wollte.

Und von deinem Vater (auch wenn ich es eigentlich lieber nicht tun würde).

Und ich werde dir von einem kleinen dicken Mädchen namens Philippa erzählen.

Ich werde dir meine Geschichte erzählen. Unsere Geschichte. Denn es gibt nichts Schlimmeres, als sich mit Fragen herumzuquälen. Es ist immer besser, zu wissen, woran man ist.

KAPITEL 1

1965

Am 29. Juli 1965 erblicke ich das Licht der Welt in einem hell erleuchteten winzigen Entbindungsraum hoch oben im St.-Thomas-Krankenhaus. Um mich herum herrscht Geschrei. Der Arzt brüllt die Hebamme an, die Hebamme brüllt meine Mutter an, und meine Mutter brüllt so laut, dass ihre Schreie wahrscheinlich bis über die Themse hinweg von sämtlichen honorigen Herren im Westminster Palace gehört werden könnten, möglicherweise sogar vom Premierminister selbst, wenn nicht gerade Urlaubszeit wäre. Meine Mutter ist derart mit Brüllen beschäftigt, dass sie gar nicht zu bemerken scheint, dass ich schon da bin. Aber das bin ich. Es ist ein stilvoller Auftritt. Fahnen-schwenkend kündige ich meine Geburt an. Ich bin froh, hier zu sein, auch wenn sie sich da nicht so sicher ist. Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich alles mit Wimpeln geschmückt und Wackelpudding und Eis gegessen.

(Jahre später erst finde ich die Wahrheit heraus, nämlich, dass man mich in Wirklichkeit mit einer um meinen Kopf befestigten Saugglocke aus ihr herausgezerrt hat und ich dabei ihre (unwirksame) Spirale in meiner winzigen Faust umklammert hielt. Ich habe Glück, dass ich überhaupt hier bin.)

Ich verbringe meine erste Woche in den unsanften Händen korpulenter Krankenschwestern in gestärkten

Uniformen. Sie knuffen und stupsen mich und kippen mich ohne ersichtlichen Grund auf den Kopf. Alle paar Stunden bringen sie mich zu meiner Mutter («Zeit zum Stillen, Mrs. Smith! Linke Seite zuerst!«) und nehmen mich ihr schnell wieder weg, damit ich ein anständiges Bäumchen mache und um mir ein Kolikmittel zu verabreichen, so dass ich überhaupt keine Chance habe, einen genaueren Blick auf sie zu werfen oder mir liebevolle Worte in meine Neugeborenenohren flüstern zu lassen. Stattdessen muss ich in einem großen Raum in einem kleinen Behälter auf dem Bauch liegen. Ich bin eine von vielen. Die anderen weinen oft. Ich gebe auf und stimme mit ein.

Als ich sieben Tage alt bin, bringt man mich ans Bett meiner Mutter. Es ist leer. Sie sitzt auf einem Stuhl daneben und liest eine Zeitschrift. Vollständig bekleidet sieht sie ganz anders aus. Sie hat lange Beine und rote Lippen und grüne Augen und riecht nach etwas anderem als der üblichen Milch. Die Schwester reicht mich ihr zögernd, als könnte ich in den falschen Händen explodieren. Aber das hier sind die richtigen Hände. Die Hände meiner Mutter.

»Zeit zu gehen«, flüstert sie mir zu, nachdem die junge Schwester verschwunden ist. »Du bist lange genug hier gewesen.«

Sie macht sich daran, ihren Plan, uns beide aus St. Thomas herauszuschuggeln, in die Tat umzusetzen, und wickelt mich trotz der brütenden Augusthitze in eine gelbe Decke («Das Baby immer schön warm halten, Mrs. Smith!«). Kein leichtes Unterfangen, da der Oberstabsfeldwebel von einer Schwester der festen Überzeugung ist, dass frischgebackene Mütter unfähig sind, etwas

Anstrengenderes zu tun, als sich die Fingernägel zu lackieren.

Aber ich finde langsam heraus, dass meine Mutter eine geschickte Lügnerin ist. Sie überzeugt einen Fremden in einem Nadelstreifenanzug – der eigentlich seine Tante besuchen wollte und sich auf dem Weg zu ihr verlaufen hat –, seine Zeit lieber damit zu verbringen, sich als ihr Ehemann und als mein Vater auszugeben (der Erste in einer Reihe solcher Versuche). Er ist nur allzu gern dazu bereit, und in einem sorgfältig gewählten Moment, als die Oberschwester sich einen Tee macht, überlässt die junge Schwester Mutter und mich seiner Verantwortung. Lammfromm folgen wir ihm über quietschende Flure und in alte Aufzüge, bis wir endlich durch die Vordertür hinaustreten und ich zum ersten Mal frische Luft atme. (Nun ja, nicht ganz so frisch, denn schließlich sind wir in London.)

Mutter gibt dem armen Kerl mit einem umwerfenden Lächeln und einem fröhlichen Winken zu verstehen, dass seine Dienste nicht mehr länger benötigt werden, um sich dann mit ihrer Jackie-Kennedy-Sonnenbrille und in ihren mörderischen Stöckelschuhen, mich wie ein Paket mit zerbrechlichem Inhalt an ihre Brust pressend, in Richtung Westminster Bridge aufzumachen. Sie hält mit einer viel zu großen Leichtigkeit ein schwarzes Taxi an und nimmt mit mir im Fahrgastraum Platz, während der Fahrer sich unserer weltlichen Besitztümer annimmt: eine Tüte von *Harrods*, die mit Windeln gefüllt ist, und – viel wichtiger – der Schminkkoffer meiner Mutter.

Im Taxi rumpeln und schwanken wir mit unglaublicher Geschwindigkeit über die Londoner Straßen. Es ist nicht so bequem wie in meinem kleinen Behälter. Oder wie im

Bauch meiner Mutter, wo ich sicher und glücklich und von keinerlei Sorgen geplagt daumenlutschend in ihrem Fruchtwasser herumgeschwommen bin und ihrem Herzschlag gelauscht habe.

Schließlich kommen wir an der Paddington Station zum Stehen. Mein kurzes Leben als Londonerin ist beinahe vorbei.

Nach einer Weile liege ich in den noch ein wenig unbeholfenen Armen meiner Mutter im Zug. Mir ist heiß, und ich bin unruhig. Wir haben ein Abteil für uns. Sie füttert mich mit der Flasche. Ihre eigene Milch wäre mir lieber gewesen. Die schmeckte nach Weintrauben und Krankenhausessen; jedes Mal ein bisschen anders. Dieses Flaschenzeugs schmeckt immer gleich, und ich hinterlasse kleine Pfützen geronnener Milch auf ihrer Schulter, als sie mir ein wenig zu energisch auf den Rücken klopft (»Komm schon, mach ein schönes Bäuerchen!«). Ich habe Schluckauf, und mir tut der Bauch weh. Weiß sie denn nicht, dass ich noch zu jung bin für die Flasche? Weiß sie denn nicht, dass Stillen das Beste ist? Meine Mutter sagt »Na, na!« und wischt sich mit dem Ärmel über die Augen. Vielleicht leidet sie an Heuschnupfen. Ich weiß so wenig über sie. Das hier ist das erste Mal, dass wir alleine sind.

Über ihrer Schulter jagt die Welt so schnell am Fenster vorbei, dass es meinen winzigen Augen weh tut, mir mein kleiner Kopf schwirrt. Vielleicht bin ich betrunken. Vielleicht hat sie mir zu viel von diesem Kolikmittel gegeben, um mein Weinen zu stoppen. Sie könnte wahrscheinlich selbst einen Gin Tonic vertragen.

Nach einem unruhigen Schlaf werde ich vom Ruckeln des Zuges geweckt. Wir fahren in ein diesiges Grau hin-

ein, auch bekannt als Reading. Schwere Türen knallen und krachen, aber wir bleiben, wo wir sind, gemeinsam gefangen in unserem Abteil. Mutters grüne Augenlider sind geschlossen, aber es ist unwahrscheinlich, dass sie schläft, da ihre Finger auf einem unsichtbaren Klavier zu spielen scheinen. Die Reise geht weiter und ebenso das Bäuerchen-Machen, die Pfützen und das Geschnüffel.

Wir steigen auch in Swindon nicht aus, einer neuen Stadt mit neuer Hoffnung. Wir fahren weiter über Bristol Richtung Süden, durch Somerset nach Devon, bis wir die Küste erreichen. Sandstrände, Buchten und Palmen. Das ist die englische Riviera. Torquay.

»Unsere neue Heimat, Philippa.«

Meine Mutter seufzt – ob es ein Seufzer der Erleichterung oder des Bedauerns ist, sei dahingestellt –, ehe sie mich und unser Gepäck aus dem Abteil auf den Bahnsteig schleppt, wo sie für einen Augenblick stehen bleibt und sehnsüchtig die Gleise entlang in die Richtung schaut, aus der wir gerade gekommen sind. Dann wendet sie ihr Gesicht der Sonne zu und genießt die leichte Berührung der warmen Brise. Sie seufzt wieder, als sie die fremde Luft einatmet. Luft, die mich in den kommenden Wochen glücklicherweise schläfrig machen wird.

»Also gut, Philippa, auf geht's!«

Ich habe keine Ahnung, wohin wir gehen. Wie auch. Unser Ziel könnte eins dieser Hotels auf den Klippen sein oder eine dieser farbigen viktorianischen Villen mit Blick auf die Bucht. Unser Leben liegt vor uns, alles ist möglich. Ich könnte dazu bestimmt sein, die höhere Mädchenschule zu besuchen. Tennisstunden zu nehmen. Sprechunterricht. Cellostunden. Ich könnte Teil einer

glücklichen Familie sein ... Leider befinden wir uns im Jahr 1965, und meine Mutter ist ledig.

Daher entpuppt sich mein erstes Heim als eine Zweizimmerwohnung über einem Autohändler. Nichts Protziges – keine Rolls-Royce oder Daimler oder Jaguare. Nein. Die Wagen im Verkaufsraum unten sind nicht einmal neu. Und der Verkaufsraum ist eigentlich der Platz davor, der mit Gebrauchtwagen vollgestellt ist und von einem Kerl namens Bernie aus Wolverhampton betrieben wird.

»Sheila und ich haben hier 1960 Urlaub gemacht und uns in den Ort verliebt«, teilt er meiner Mutter mit verdächtig glänzenden Augen mit, als er die schäbige Wohnungstür aufhält, um uns unser neues Heim zu zeigen. »Wir haben niemals zurückgeblickt, immer nur nach vorn.«

Ein Rat, den wir wohl alle beherzigen sollten. (Leider zu spät. Jetzt habe ich einmal damit angefangen, also werde ich die Sache auch beenden.)

Mein zweiter Geburtstag. Mutter (auch bekannt als Helena) hat mir einen Kuchen in ihrem Baby-Belling-Backofen in der Kochnische unserer Wohnung über *Bernie's Motors* gebacken. Es ist ein großer Kuchen, Schokolade mit stacheliger Minzglasur. Es fühlt sich toll an, als ich ihn auf meinem ganzen Hochstuhl verschmiere. Ich verbringe eine Menge Zeit in meinem Hochstuhl. Dreimal am Tag werde ich darin für ungefähr eine Stunde festgeschnallt. Weniger lang, wenn ich es schaffe, mein ganzes Gemüse aufzuessen, ohne Andy, unser Kätzchen, damit zu bewerfen. Ich bin noch nicht gerissen genug, um es in meinen Taschen zu verstecken, aber bevor das Jahr um ist, werde ich diesen Trick spitzgekriegt haben. Allerdings

auch meine Mutter, da sie diejenige ist, die all unsere Anzihsachen mühsam im Spülbecken waschen muss.

Da heute mein Geburtstag ist, darf ich ausnahmsweise auf das Gemüse verzichten und bekomme ein großes Stück Kuchen. Trotz all ihrer Allüren lässt mich meine Mutter wie eine Wilde essen. Sie erlaubt mir nicht, Besteck zu benutzen, da dies zuvor schon einmal zu einer kleinen Verletzung sowohl bei mir als auch bei Andy geführt hat. Ich drücke mein Gesicht in den Kuchen. Er ist sehr klebrig. Mutter ist keine besonders penible Hausfrau, aber als sie mich sieht, stößt sie einen schrillen Schrei aus. Die Zigarette fest zwischen die roten Lippen geklemmt, reißt sie mich aus dem Stuhl, hält mich auf Armeslänge von sich weg, verfrachtet mich ins Spülbecken und rückt der Sauerei in meinem Gesicht rasch mit der Schlauchbrause zu Leibe. Es ist keine sehr angenehme Prozedur. Das Wasser ist mal heiß und mal kalt.

»Der verdammte Boiler spinnt mal wieder«, jammert sie, als sei sie wieder in London.

Nicht, dass sie in Dulwich Village wie eine Cockney gesprochen hätte. Denn dort ist sie aufgewachsen, im piekfeinen Teil südlich der Themse. Was meinen Vater angeht (ich benutze diese Bezeichnung im allerweitesten Sinne), so bin ich mir nicht sicher, woher er stammt. Aber ich weiß, dass er ein Dandy in einem schicken Anzug gewesen ist und sie ihn tunlichst hätte meiden sollen.

Meine Mutter hat eine Schwäche für elegant gekleidete Männer und sich von diesem Kerl ins Kino ausführen lassen, wo sie sich *Goldfinger* angeschaut haben. Der Film hat ihnen so gut gefallen, dass sie am nächsten Abend gleich noch einmal hingegangen sind. Und an einigen weiteren Abenden. Mit jeder Vorführung hat sie es zuge-

lassen, dass sich seine Goldfinger ein bisschen weiter wagten, bis sie schließlich – *Volltreffer!* – schwanger war. (Obwohl sie sich als verheiratete Frau ausgegeben und sich die zuvor erwähnte neumodische, aber wirkungslose Spirale hatte einsetzen lassen.) Keine besonders kluge Entscheidung, wenn man bedenkt, dass sie erst achtzehn war und mein Großvater ein Richter, der einen guten Ruf zu wahren hatte. Und es war auch nicht gerade hilfreich, dass meine Großmutter kürzlich an einer Krebsart erkrankt war, über die man nicht sprach. Bevor sich Helena darüber schlüssig werden konnte, ob sie es meinem Vater sagen sollte, war es bereits zu spät. Er war verschwunden. Hatte einen Flug nach Peru gebucht. Ohne Rückflugticket.

Das ist also der Grund, warum wir die Hauptstadt und all die Möglichkeiten, die sie in den Swinging Sixties bot, verlassen haben. Das ist der Grund, warum wir in einer Zweizimmerwohnung über *Bernie's Motors* in Torquay gelandet sind.

Torquay war der einzige Ort, den meine Mutter außerhalb Londons kannte. Sie hatte hier als Kind einen zweiwöchigen Urlaub verbracht. Hatte mit ihren Eltern im Palace Hotel gewohnt. Der Richter verbrachte seine Tage damit, die hiesigen Golfplätze auszuprobieren. Meine Großmutter Elizabeth und die kleine Helena füllten ihre Tage mit all den Dingen, die Urlauber so tun, mit Sandburgen und sandigem Eis, einer Vorstellung im Princess Theatre, einer Busfahrt nach Widecombe-in-the-Moor. Meine Mutter verliebte sich im Alter von acht Jahren. Damals allerdings in einen Ort anstatt in einen Mann.

Aber jetzt ist mein Geburtstag. *Ich* stehe im Mittelpunkt ihres Interesses. Nachdem ich wieder sauber bin,

singt sie mir mit heiserer Stimme (denn zu dieser Zeit raucht sie mindestens vierzig Consulate am Tag) ein Geburtstagsständchen. Ich klatsche in die Hände und schenke ihr ein breites Grinsen. Sie lacht und blitzt mir mit dem Fotoapparat ins Gesicht. Ich wünschte, sie würde das nicht tun. Das bringt mich immer zum Weinen. Und das reicht meistens aus, um sie ebenfalls in Tränen ausbrechen zu lassen. Mutter hat nahe am Wasser gebaut.

Es ist ein warmer, windiger Tag. Mutter und ich gehen zum Strand. Sie hat mir ein Windrädchen gekauft und es an meinen Kinderwagen gesteckt – einen Silver-Cross-Wagen, der ihr ganzer Stolz ist. Aber trotz seiner Geräumigkeit bin ich zu groß für ihn. Mutter besteht darauf, ihn zu benutzen, obwohl sich meine Knie meinem Kinn nähern. Ich sollte eigentlich ermutigt werden, zu laufen. Ich hätte nichts gegen Laufgurte einzuwenden gehabt, aber Mutter sagt, ich sei kein Pudel. Möglicherweise ein Bullmastiff. Alte Damen machen gern Bemerkungen wie: »Was für ein Wonneproppen« oder »Ist sie nicht ein strammes Mädels?« Mutter behauptet, ich sei groß für mein Alter. Aber in Wahrheit bin ich zu dick. Mutter gibt mir immer noch unzählige Flaschen mit Milch, obwohl ich bereits Zähne habe und schon längst an die Schnabeltasse hätte gewöhnt werden müssen. Aber Mutter hat überhaupt keine Ahnung. Sie hat ihren Dr. Spock nicht gelesen. Und sie hat keine Mutter, mit der sie reden kann. Ihr einziger Kontakt zur Außenwelt besteht aus den alten Damen auf der Straße. Und aus Bernie.

Bernie hat es sich angewöhnt, des Öfteren abends vorbeizukommen. Mutter bringt mich zu einer lächerlich frü-

hen Zeit ins Bett. Um sechs Uhr! Das ist praktisch noch Nachmittag. Jetzt im Sommer bleibt es ewig hell. Ich muss mich in meinem Gitterbett selbst beschäftigen, bis der Schlaf endlich kommt. Mein Lieblingszeitvertreib besteht darin, die rosa (Blei-)Farbe von den Gitterstäben meines Gefängnisses zu kauen. Außerdem höre ich den Vögeln zu. Ich kann zwischen einer Möwe, einer Blaumeise und einer Holztaube unterscheiden, obwohl ich natürlich noch nicht die Bezeichnungen für sie kenne. Aber ich weiß schon, wie sie aussehen, da Mutter sie mir hin und wieder, wenn sie Lust hat, sich erzieherisch zu betätigen, gezeigt hat. In Torquay gibt es überall Möwen. Ich habe beobachtet, wie sie im Sturzflug Pensionäre auf der Promenade angegriffen haben – die, die ein bisschen schludrig mit ihren Pommes frites hantieren. Mir haben sie mal ein Eis direkt aus der Hand gestohlen, und ich habe zugesehen, wie meine Mutter der fraglichen Möwe ihre Handtasche hinterherschmiss. Ich war angesichts dieses solidarischen Akts derart geschockt, dass ich keinen Laut von mir gab.

Heute interessieren sich die Möwen mehr für einen Trawler in der Bucht, daher lassen sie uns in Ruhe. Wir suchen uns ein Fleckchen auf dem roten Sand, und Mutter breitet eine karierte Woldecke für unser Picknick aus. Hartgekochte Eier, Tomaten, Käsebrötchen, Äpfel. Die Standard-Picknickkost im Jahr 1967. Ich trage einen eng sitzenden Badeanzug. Er schneidet mir in meine weißen Beine und kneift unter den Armen. Ich bin mit Sonnencreme eingeseift (»Wegen deiner Haut, Philippa«) und mit einer Cricket-Kappe gekrönt, die wir auf dem Trödel gekauft haben.

Helena trägt einen Bikini. Ihre glatte Haut ist von all den Nachmittagen, die sie draußen in der Sonne hinten in

Bernies Hof sitzt, während ich mit einer wassergefüllten Spülschüssel und einem Holzlöffel spiele, braun wie kräftig aufgebrühter Typhoo-Tee. Nicht ein einziger Dehnungsstreifen ist auf ihrem flachen Bauch zu sehen. Nichts spricht dafür, dass sie ein Kind hat, säße der lebende Beweis nicht neben ihr auf der Decke. Aber selbst das ist fragwürdig, denn wir sehen kaum wie Mutter und Tochter aus.

»Hast du Lust auf ein kleines Bad, Philippa?« Sie nimmt mich an die Hand und führt mich den Strand hinunter, zwischen Familien hindurch, die sich alle auf karierten Decken drängen und das Gleiche essen wie wir.

Das Wasser ist warm, aber es brennt auf meinen Beinen. Eine Welle wirft mich beinahe um, doch Helena streckt die Hände aus und fängt mich gerade noch rechtzeitig. Sie ist eine gute Mutter. Sie liebt mich.

Schon wieder Schlafenszeit. Wenn ich bereits weiter zählen könnte als die Finger einer Hand, wäre ich mit Hilfe der Glocken von St. Bartholomew imstande herauszufinden, dass es sieben Uhr ist. Aber ich bin viel zu sehr mit der Sicherheitsnadel an meiner Windel beschäftigt, als mich darum zu kümmern, zählen zu üben. Sollte ich nicht eigentlich inzwischen schon auf den Topf gehen? Trotz all meiner Konzentration auf die Nadel vernehme ich Bernies Stimme. Und Helenas vorgetäushtes Kichern. Ich stelle mir vor, Bernie wäre ein Vogel. Eine fette, sich putzende Holztaube. Ich mag Bernie nicht. Er hat ein rotes Gesicht und riecht feucht. Wie meine Windel am Morgen. Ich möchte Schlüpfer tragen wie ein großes Mädchen.

Hurra! Es ist mir endlich gelungen, die Sicherheitsnadel zu öffnen. Ich ziehe mir die (trockene) Windel herunter.

ter und werfe sie über die Seite auf den Boden. Ich bin nackt! Was für ein herrliches Gefühl! Mir ist danach, auf und ab zu hüpfen, doch meine Freude ist nur von kurzer Dauer, als mich etwas in den Fuß pikst. Die Sicherheits(!)nadel hat meine Haut durchstoßen. Meine Schreie tun mir in den Ohren weh, aber nicht so weh wie mein kleiner Fuß.

Die Tür fliegt auf, und plötzlich ist Mutter da, beugt sich über das Bett. Ihr Mund ist geöffnet, aber es kommt kein Ton heraus, obgleich sie in Tränen aufgelöst ist. Ein weiteres Gesicht taucht neben ihr auf. Ich will mir dieses große, breite Gesicht nicht anschauen, aber weiter unten, wo sich ein haariger Bauch gegen die Gitterstäbe presst, ist es noch schlimmer. Einer von Bernies Nylonhemdknöpfen ist aufgeplatzt. Also blicke ich wieder nach oben, in sein Gesicht, das röter ist als gewöhnlich, seine Resthaarkünstlerfrisur, mit der er versucht, die kahlen Stellen zu verbergen, ganz schief, so als stehe er in einem Windkanal. Sein Mund bewegt sich auch, wie der von Mutter, aber ich kann nicht hören, was sie sagen. Ich muss wohl taub sein. Doch meine Mutter hat jetzt angefangen, so laut zu heulen, dass mich das abrupt verstummen lässt.

»Jetzt nimm sie schon heraus, Helena«, drängt Bernie.

Aber meine Mutter steht einfach nur da, so dass sich schließlich Bernie mit einiger Mühe vorbeugt und mich aus dem Bett hebt. Ich kann seinen schweren Atem hören, als wäre er gerade die Hundertmeterstrecke gelaufen – obwohl es eher unwahrscheinlich ist, dass Bernie jemals irgendwohin läuft.

»Was ist denn los, Kleines?«, gurrte er (die fette Taube) und wickelt mich in ein herumliegendes Handtuch.

Ich reibe meine Nase an seinem orangefarbenen Hemd und hinterlasse dabei eine Rotzspur in Form einer Elf. Danach fühle ich mich besser, aber meine Mutter hat inzwischen den Blutstropfen auf dem Laken im Bett entdeckt und die danebenliegende Sicherheitsnadel, und sie zählt eins und eins richtig zusammen.

Auch Bernie begreift, was vor sich geht. Er ist nicht umsonst ein so erstklassiger Autoverkäufer.

»Sollte sie nicht langsam aus den Windeln raus sein, Hel?«, wagt er zu fragen.

Meine Mutter antwortet nicht etwa »Ja, du bist da vielleicht auf der richtigen Spur«, sondern stürzt auf ihn zu und reißt mich aus seinen fleischigen Armen.

»Erklär du mir nicht, wie ich mich um mein Kind zu kümmern habe!«, kreischt sie.

»Schon gut, reg dich ab. Ich mein ja nur. Unser Terry und unsere Toni brauchten mit zweieinhalb keine mehr. Es gab hin und wieder ein kleines Malheur über Nacht, aber Sheila hat 'nen Gummibezug über die Matratze getan und ...«

»Lass die verdammte Sheila aus dem Spiel«, blafft ihn Mutter an.

»Ich mein ja nur.«

»Dann behalt deine Meinung für dich.«

Bernie geht kurz danach. Er versucht meine Mutter zu umarmen, aber sie lässt es nicht zu. Bernie begreift, dass er heute Abend nicht bei ihr landen kann, und verschwindet wieder, zurück zu Sheila.

Ausnahmsweise wäre es einmal gut gewesen, wenn Mutter auf Bernie gehört hätte. Er hatte es ja nur gut gemeint. Aber sei's drum, ich trage jedenfalls nie mehr eine Windel. Das erspart Helena die ganze Wascherei und li-

terweise Milton. Am nächsten Tag nimmt sie mich stolz mit zum Einkaufen und holt mir eine Packung Schlüpfen – einen für jeden Tag der Woche (was meinen Zählkünsten unglaublich zugutekommt). Und sie muss sich noch nicht einmal die Mühe mit einem Gummibezug machen, was für die verdammte Sheila ein Schlag ins Gesicht ist.

»Das hier ist kein Internat«, erklärt mir Mutter, als sie mich ins Bett legt. (Sie kennt sich nur zu gut mit Internaten aus, da sie selbst beinahe ein ganzes Jahrzehnt mitten in Wales in einem eingesperrt gewesen war.) »Du bist nicht dafür bestimmt, ein Bettnässer zu werden.«

Ach herrje. Was ist, wenn ich sie enttäusche?

2006

Ich werde dich bestimmt enttäuschen, auch wenn es gar nicht meine Absicht ist. Ich werde mir natürlich alle nur erdenkliche Mühe geben, es nicht zu tun, aber das Leben tendiert nun einmal dazu, außer Kontrolle zu geraten und auch die besten Absichten zu plätten.

Dann ist da noch Adrian, der Mann, den du eigentlich »Daddy« nennen solltest. Er und ich hatten uns schick gemacht, ein paar unbequeme Klamotten übergezogen und uns vor dem schäbigen Haufen von Freunden und Familienmitgliedern (die, die zu kommen bereit gewesen waren) das Jawort gegeben, und ich bin davon überzeugt, dass er es an diesem Tag im Standesamt auch wirklich so gemeint hat. Zumindest hoffe ich es irgendwie. Aber seine guten Absichten gingen den Bach runter, blieben auf

der Strecke, etc. pp., als er zu dem Schluss kam, dass ich ihm nicht reichte. Er versäumte es angesichts der Tatsache, dass ich deinetwegen Krampfadern und Dehnungsstreifen bekam, eine ganze Weile, mich darüber in Kenntnis zu setzen. Aber schließlich, eines Abends, vor ein paar Wochen, als ich über der Küchenspüle hing und Gaviscon in mich reinschüttete, rückte er nach einigem Hin und Her und Rumgedruckse damit heraus, dass es jemanden gibt, der nur zu gern die Lücken füllt, in meine Fußstapfen treten, das Ruder übernehmen würde, etc. pp.

Und geben wir dem Leben daran die Schuld? Oder ihm? Ich bin mir da wirklich nicht sicher. Ich weiß nur, dass ich ihn nicht zurückhaben will. Ich möchte nicht, dass du dich an seine Gegenwart gewöhnst und er dann eines Tages verschwunden ist. Ich weiß selbst nur zu gut, wie es sich anfühlt, wenn sich Leute aus dem Staub machen.

Und hier sitze ich nun. Wieder einmal verlassen. Die Angeschmierte, wie es so schön heißt.